

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 170.

Samstag, 24. Juli.

1915.

(12. Fortsetzung.)

Frau Adas Töchter.

Roman von Emma Hanshofer-Merl.

(Nachdruck verboten.)

Aber er stoppte ja nicht einmal, um nach dem Weg zu fragen, den er nicht genau wußte. Manchmal schrie er einen Vorüberkommenden an: „Westerham?“ Der verstand nicht gleich, ärgerte sich über den befehlenden Ton und schüttelte den Kopf. Einer oder der andere deutete auch in einer Richtung, die sich dann als falsch erwies, aber er raste einfach weiter, bis ein Wegweiser kam, den er im Vorüberfliegen lesen konnte. Ollly schrie entsetzt auf, als ein Kind vor dem Wagen über die Straße lief. Gerade noch zur rechten Zeit stürzte die Mutter, die das Luten gehört, aus dem Hause und riß es zurück. Bald darauf drohte einem Hunde das Unheil. Vor einem Einspänner, der friedlich vor dem Dorfwirtshause stand, scheute das Pferd und rannte wie besessen davon. Die Fuhrleute auf der Landstraße sprangen beim Erörten der Hupe aus dem Wagen, um ihre erschreckten Pferde zu halten. Ollly aucte bei jeder Gefahr, in der wieder ein Lebewesen schwebte, aufs neue angstvoll zusammen. Sie kauften vorbei, lärmend und Staub aufwirbelnd, Schreden verbreitend, die ländliche Ruhe störend, drohend und rücksichtslos. Und Ollly begriff, daß ihnen böse Worte nachgerufen wurden, daß böse Blicke sie trafen. Sie hatte selbst den Eindruck, daß niemals noch der Reichtum so triumphierend dahingestürzt war. Sagte nicht dieses laute, weithin klingende Luten mit jedem Ton: Weg! Weg! Plah! Ich komme! Ich! — War diese tolle Geschwindigkeit nicht der Ausdruck eines egoistischen Kraftgefühls, das sich austoben wollte wie Übermut eines Triumphators? Nur daß hier allein das Geld — das vom Vater ererbte Geld — zu diesem Siegestolz berauschte!

Auch in ihr war ein Gefühl des Hasses gegen den jungen Menschen, der so lachend vor ihr saß und, ohne auf ihre Empfindungen zu achten, sie wie eine Gefangene in seinem tollen Gefährt weiter schleppte.

Zwei Stunden waren sie schon dahingeflogen, als sie den Chienfsee leuchten sah.

Sie tippte ihm leise mit dem Sonnenschirm auf die Schulter, denn sie wollte gehört werden.

„Bitte, stoppen Sie doch einmal! Ich möchte die Landschaft betrachten! Und dann, nicht wahr — ist es Zeit zur Rückfahrt!“

Er bremste einen Augenblick.

„Aber, gnädiges Fräulein, wir fahren den See entlang. Es wird noch viel hübscher, und warum denselben Weg zurück? Überlassen Sie sich nur getrost meiner Führung!“

Schon rasten sie weiter.

Zur Rechten schimmerte die Seeoberfläche, die Berge standen noch beschneit in zartem Dufte, einen Augenblick tauchten die Ruderer auf im Sonnenglanz. Vorbei an den Inseln, die in dem hellblauen glitzernden Wasser schwammen. Immer weiter im Fluge vorüber an idyllischen Dörfern, an blühenden Wäldern, an all der stillen Frühlingschönheit.

Ollly ward es allmählich ganz gleichgültig, wohin sie fuhren, und sie ersehnte nur die Heimkehr.

Aber sie rasten immer noch in der entgegengesetzten Richtung. Dann auf einer schlechten Straße, mitten im freien Feld, stand plötzlich der Wagen still.

„Zum Teufel, was ist denn los?“ rief Rütthardt und sprang von seinem Sitz herab.

Ollly war froh, daß sie wieder einmal aufatmen, die Füße regen, die Stille genießen konnte. Vor ihr stieg eine Lerche in die blaue Luft. Nun hörte man wieder solche feinen, süßen Töne.

Es hätte ihr ja nun einen Riesenspaß gemacht, daß der verwöhnte Herr an der Maschine herumarbeiten, sich die Hände schwarz machen mußte. Sie hätte nur gelacht über seine Wut, als sich herausstellte, daß das Benzin verdrickt war, daß sie überhaupt zu wenig Benzin mit hatten.

O, wie hätte sie ihm diese Verlegenheit gegönnt zur Strafe für den Eigensinn, so rasch, so weit zu fahren. Wenn nur der Aufenthalt nicht gewesen wäre!

Aber es verging geraume Zeit, bis sie wieder flott wurden, und Ollly wies mahnend auf die Sonne.

„In einer Stunde müssen wir in München sein. Das war die Verabredung!“

„Mit dieser Panne hatte ich natürlich nicht gerechnet, aber es wird hoffentlich nun wieder gehen“, sagte er zögernd. Er wußte sehr wohl, wie weit sie noch von ihrem nächsten Ziele waren.

Eine Strecke waren sie wieder gefahren. Da stand eine Tafel: „Straße gesperrt!“ Wie ein Ungeheuer kam ihnen in einiger Entfernung eine Riesenwalze entgegen, die den frischen Schotter niederpressen mußte. Ein Wegwarter schrie: „Hier können Sie nicht durch! Die Pneumatiks gehen Ihnen ja in Fetzen!“

„Warum machen Sie nicht früher einen Anschlag!“ witterte Rütthardt zornig. Aber was half's? Sie mußten doch umkehren und in einem weiten Bogen die Bezirksstraße zu erreichen suchen. Er warf einen ungeduldigen Blick auf die Karte.

„Nun, bitte, aber auf dem nächsten Weg heim!“ mahnte Ollly.

„Wir müssen über Wasserburg. Wir brauchen Benzin. Dieser Esel hat nicht dafür gesorgt!“ lautete die Antwort.

Nach einer halben Stunde etwa funktionierte die Bindung wieder nicht. Es fing zu dämmern an, als sie endlich flott waren.

Einen Kilometer weit rasten sie wieder; dann neue Stöckung, neues Banden über den faumseligen Diener, neue verlegene Entschuldigung.

Ollly verging vor nervöser Ungeduld. Es wurde immer später, immer dunkler.

Schon waren sie eine Strecke weit abwärts gefahren, dem Innufer zu, schon sah man die erleuchteten Häuser des Städtchens unten liegen. Da stand der Wagen aufs neue fest.

„Nun laufe ich zu Fuß!“ erklärte sie.
Aber er bat: „Nur ein wenig Geduld. Wir sind ja gleich da!“

Es war Nacht, als sie endlich die Garage in der „Post“ in Wasserburg erreichten.

Der Maschinist, der den Wagen hätte instand bringen können, schlief schon. Der Hausknecht behauptete, der Schaden sei nicht so leicht zu beheben. Heute wäre da nichts mehr zu machen. Das hörte Ollly mit Gleichmut an, aber als sie dann vernahm, der letzte Zug wäre eben weg und der nächste ging erst am Morgen um fünf Uhr, als auch die Post und das Telegraphenamt geschlossen waren, stand ihr das Weinen nahe.

Es blieb nichts übrig, als auf der „Post“ zu übernachten.

Erst bot man ihnen schon ein gemeinsames Zimmer an, weil man sie für ein Ehepaar hielt. Das Stubenmädchen lächelte sonderbar, als sie hörte, daß die Dame von ihrem Begleiter „Fräulein“ angeredet wurde. Nach diesen peinlichen Augenblicken der Ankunft hoffte Ollly wenigstens das Gastzimmer leer zu finden, sie war schrecklich hungrig geworden, und mußte eine warme Tasse Tee haben. Aber in der langen, von Öllampen spärlich erleuchteten, nach Tabak riechenden Stube saß an einem Tisch im Erker eine größere Gesellschaft. Der Eintritt der eleganten, hochgewachsenen Dame erregte natürlich Aufsehen. Auf den ersten Blick sah Ollly Bekannte: Einen Münchener Professor an der Akademie, mit seiner Schule offenbar. Einer der jungen Maler hatte schon bei ihnen verkehrt. Er grüßte: „Ach, Fräulein Robertus!“ und wollte auf sie zugehen, da bemerkte er den Begleiter, der hinter ihr kam, und ließ sich verlegen auf seinen Stuhl zurück-sinken.

Ein Flüstern an dem Tisch. Gerade die Art, wie man sich nun bemühte, das Paar nicht zu bemerken, absichtlich wegschaute, zeigte einen für Ollly kompromittierenden Verdacht, eine beleidigende Beurteilung.

Das hatte ihr noch gefehlt, um ihre Stimmung gänzlich zu umdüstern. Aber Reinrad Erich war in bester Laune. Er flüsterte mit der Kellnerin — „Was sie Gutes haben! Den besten Wein!“

„Ich finde es reizend, daß ich nun auch noch mit Ihnen soupiere darf! Eigentlich mußte das sein! Ich hatte ja noch gar nichts von Ihrer Gesellschaft. Bitte, gnädiges Fräulein! Machen Sie kein mißvergnühtes Gesicht! Wir sind doch wohlbehalten da — es ist nichts passiert als ein kleiner Zeitverlust!“

„Ich soll wohl noch sehr dankbar dafür sein, daß Sie mich nicht herausgeworfen haben!“

„O nein! Ich beanspruche keine Anerkennung, — nur ich meine, man kann immer zufrieden sein, wenn eine Fahrt gut abgelaufen ist, und ich verstehe Ihre ungewöhnliche ungnädige Miene nicht!“

„Sie müssen doch denken, wie meine Mama sich beunruhigt — auch Papa ist gewiß in Sorge, wenn er sich auch nicht aufregt. Ich versprach doch so bestimmt —“

„Aber ich bitte Sie! Sie hängen doch sonst auch nicht an der Schürze Ihrer Mutter. Man muß es den Mamas abgewöhnen, daß sie sich ängstigen; durch recht häufiges, unpünktliches Erscheinen!“

„Ja, ja, das glaube ich, daß Ihre Mutter es aufgegeben hat —“

Er goß ihr ein Glas Wein ein. Sie dankte. Sie wollte auch nur, was sie sich selbst bestellt, Tee und Schinkenbrot.

„Wenn Sie nicht selbst die Empfindung haben“, sagte sie leise, „so muß ich es wohl erwähen, wie seltsam die anwesenden Münchner es jedenfalls finden, daß wir hier so in Nacht und Nebel zusammen auftauchen —“

„Wer denn?? Diese Menschen da in dem Erker, diese Bananen! Was kümmern uns die?“

„Der eine ist der sehr bekannte Landschaftsmaler Professor Herzer und die andern seine Schüler; lauter

junge Künstler, die mich kennen. Der Blonde — Herr Steiner, wollte eben auf mich zugehen, als er es bei Ihrem Anblick wohl für taktvoller hielt, sich abzuwenden!“

„Lassen Sie doch diese Leute reden! Wie sie aussehen! In Rodenanzügen! Sicher Flanellhemden mit Röllchen und Quästchen am Kragen! Es gibt doch nichts Reizenderes als solche grünen Quästchen, nicht?“

Er wollte sie zum Tischen bringen, aber sie schürfte sehr verstimmt ihren Tee und suchte durch ihr zurückhaltendes Benehmen wenigstens zu zeigen, daß sie keineswegs zu einem lustigen Abenteuer hergekommen sei. Freilich half das nicht viel. An dem Malertisch zwinkerte man sich doch vielsagend an. Man fand es reizend, hier in dem stillen Nest was Pikantes zu erleben, das man erzählen konnte. Die stolze Ollly Robertus mit ihrem reichen Verehrer! Allein in Wasserburg! Die beiden hatten wohl gedacht, hier seien sie weit außer dem Bereich der neugierigen Augen!

„Gnädiges Fräulein! Ich habe wirklich geglaubt, Sie seien eine moderne junge Dame“, sagte Reinrad Erich vorwurfsvoll. „Und nun entpuppen Sie sich als Philister! Eine Amerikanerin fände doch nicht das geringste daran, hier mit einem bekannten Herrn zu Abend zu essen —“

„Das mag ja sein! Wir sind aber nicht in Amerika, und ich bin der Ansicht, daß Sie eigentlich nichts anderes tun können, als sich, wenn ich mich zurückgezogen habe, den Malern vorzustellen und ihnen zu erzählen, wie wir hierher verschlagen wurden.“

„Aber fällt mir gar nicht ein.“

(Fortsetzung folgt.)



Echte Kunst hat immer Moral, nur die Zuhörer und Zuschauer haben oft keine. Ludwig Anzengruber.

Zahme Vögel bei den Zigeunern.

Von einem Zigeuner (Engelbert Wittich).

1. Eine merkwürdige Rabenkrähe.

Wenig bekannt dürfte es sein, daß die Zigeuner im allgemeinen außerordentlich viel Geschick in der Zähmung und Ab- richtung von allerlei Getier bekunden, weshalb man auch fast immer einige abgerichtete Tiere bei ihnen antrifft, namentlich ihre Vieblinge, die Vögel. Unter diesen jedoch niemals die Nachtelze, die als spezifischer Zigeunervogel für heilig gilt und deshalb nicht gefangen werden darf. Besonders lebhaft steht mir in der Erinnerung „Gali“, d. h. „Die Schwarze“, ein originelles Rabenvieh. Wenn dieser schwarze Kobold in seinem so ehrbar anmutenden dunklen Federgewand gar gravitätisch auf dem Lagerplatz bei den Wohnwagen umherstolzerte, sah man es ihm gar nicht an, daß er heimtückischerweise nur auf einen günstigen Augenblick lauerte, um mit vorgestrecktem Kopfe unter lautem Geschrei und Flügel schlagen unter die neugierig umherstehende Schar der Dorfkinder zu fahren. Auf die nackten Waden dieser barfuß laufenden Dorf- jugend hatte sie es abgesehen und pickte mit ihrem kräftigen Schnabel ganz empfindlich in das bloße Fleisch, um die zu- dringlichen Kinder vom Platz zu vertreiben. Denn das war der Zweck der Abrichtung! Meistens stoben dann die Kinder erschrocken auseinander und hielten sich künftig ängstlich in angemessener Entfernung. — War „Gali“ nicht gerade aus- wärts, um die große Speisefarte der gütigen Mutter Natur zu studieren, so trieb sie sich an allen Ecken und Enden des Lagers herum und drehte forschend und spähend das fluge Köpfchen mit den dunklen, listigen Augen nach allen Seiten, um nur ja gleich zu bemerken, wenn jemand etwas hatte, das für ihren Schnabel zu passen schien. Dann bettelte sie an dem Betreffenden etwas ungezogen und aufdringlich mit einem verlangenden „Au au“ (sie wollte „auch“ davon haben) hinauf. Obwohl sie sonst alles „aufschnappte“, betrug sie sich doch bei uns ganz gegen die diebische Gewohnheit ihrer schwarzen Vettern und Basen recht gesittet und rührte nicht das mindeste

an, so lange man ihr nicht freiwillig davon gab. Anders freilich bei den „Gatschi“ (Bauern) oder überhaupt bei Leuten, die sie als nicht zu uns gehörig betrachtete, — da stibte sie, wo und was sie nur konnte. Für die Zigeunerfinder hatte „Gali“ eine große Zuneigung und eine rührende Anhänglichkeit. Da war sie die „schwarze Liebenswürdigkeit“ selbst. Gutmütig duldete sie von ihnen alle Zärtlichkeiten und Niedereien, war niemals eine Spielverderberin und deshalb die liebste Spielgefährtin. Oft war sie auf der Nahrungssuche halbe Tage lang fort, aber stets kam sie auf den Ruf „Gali ab!“ (Schwarze komm!) rechtzeitig wieder zum Wagen zurück. Verwundert wirkte es, wenn die Dorffinder dies nachmachen wollten und auch öfters „Gali ab! Gali ab!“ riefen, Gali aber nicht im geringsten darauf achtete, höchstens, wenn ihr die Kinder zu nahe kamen, mit dem Schnabel nach links und rechts kräftige Hiebe austeilte, oder, wenn man sie fassen wollte, schimpfend auf die höchsten Bäume oder auf die nächsten Hausdächer flog. Es war merkwürdig, die „Gatschi“ mochte der Schwarzrost nicht leiden. Selbst wenn sie ihm appetitliche Fleischbroden hinhielten, um wohlwollendere Gefühle in seinem schwarzen Busen zu erwecken, wollte er nichts von ihnen wissen, sondern widerstand in bewunderungswürdigster Weise den lockendsten Versuchungen für sein Rabenherz und unterdrückte mannhaft jedes kühne Gelüste. Da half kein Lachen, Schmeicheln und Rufen. Sowie sie aber von weitem einen von uns oder eines unserer Kinder erblickte, flog sie schon aus größter Entfernung eiligst herbei und setzte sich dem Betreffenden auf die Schulter, wobei sie ihrer Freude durch alle möglichen Kapriolen Ausdruck gab, auch wenn es mitten im Dorfe war und die herumstehenden Zuschauer noch so große Augen machten.

2. Eingelehrter Star.

Einer von uns hatte einen zahmen Starmach. „Jakob“ war ein heiteres, schmales Bürschchen, der den ganzen Wagen mit seinem lustigen Gezwitscher und Gesang erfüllte und durch sein unverbüßlich fröhliches Wesen alle erfreute. Es machte nichts, wenn sein Käfig offen stand und er frei im Wagen herumspazieren durfte — nie kam es ihm in den Sinn, seinen „berühmten“ Kollegen von „Sezringen“ nachzuziehen. Stets ging er von selbst wieder in seinen Käfig hinein. Für jede gefangene Mücke, die man ihm brachte, dankte er durch einen lustigen Zoller. Wurden die Geigen zum Spiel gestimmt, so verhielt er sich zunächst mäusestill und ließ nur seine hellen Augen von einem zum andern wandern, um dann plötzlich jubelnd und schmetternd in die Musik mit einzustimmen. Wenn Jakob früh morgens zuerst sah, den begrüßte er mit einem murmelnden, zwar nicht ganz deutlichen, aber doch verständlichen: „Guten Morgen, Frau Fischer!“, was ihm sein Herr beigebracht hatte. Stedte einmal ein neugieriger Bauer seine Nase zur Wagentür herein, sofort bemerkte er es und schrie in merkwürdig tiefer Tonlage entrüstet „Gatschi!“ (Bauer!). Auch seinen Namen lehrten ihn seines Herrn Kinder nachsprechen, und er gefiel ihm offenbar so gut, daß er ihn öfter repetierte, als uns lieb war. Sein außerordentlicher Dieblich war das jüngste Kind in dem betreffenden Wagen. Sowie er nur seinen Käfig verlassen durfte, setzte er sich oft stundenlang auf das Bettchen und vertiefte sich in seine fröhlichen Lieder die „Grillen“, aber auch die — lästigen Mücken, die er zwischen durch eifrig wegwieg. Das Kind starb plötzlich, und das ging dem lustigen Kerl so zu Herzen, daß er drei volle Tage lang trauerte und alle Nahrung unberührt ließ, auch kein Wasser zu sich nahm, alles Singen und Pfeifen einstellte und traurig das sonst so lebhaftes Köpfchen hängen ließ. Erst ganz allmählich verschwand diese Traurigkeit wieder; die alte Munterkeit kehrte zurück, und schließlich war Jakob wieder der alte „Bruder Lustig“. Und da gibt es noch immer Gelehrte, die jedes Seelenleben bei den Tieren leugnen möchten!

nicht nur Deutschlands, sondern vielleicht der ganzen Welt. Zwar gelten allgemein für die berühmtesten Grabstätten die Friedhöfe zu Buenos-Aires und zu Genua, die einander im Charakter sehr nahe stehen. Mächtige Zypressenalleen beschatten ernst das dichte Gewirr hunder Grabdenkmäler mit Blumen, Büsten und Photographien der Verstorbenen. An sich ein recht kunterbunter Eindruck, der mehr verwirrt als erhebt. Mögen einzelne Grabmäler darin noch so schön sein, immer werden sie durch die Aufdringlichkeit der Mehrzahl überbittet, und besonders der Friedhof zu Genua verbannt seinen Wert auf weniger der eigenen Schönheit als dem untergeordneten Meeresrundblick, den man von seiner Höhe aus genießt. Der Ohlsdorfer hat nun allerdings keine bestechende Aussicht in die Weite. Er ist ganz in sich abgeschlossen gleich einem paradiesischen Gefilde, alles Schöne liegt in ihm selbst. Er läßt sich auch mit keinem anderen Friedhof vergleichen. Man kann stundenlang darin wandeln und glaubt bald in einem großen einsamen Walde, bald in einem schön gepflegten Park, bald in wahrhaft überirdisch anmutenden Gefilden von Blumen und Rosenbüschen zu sein, deren Duft und Anblick die Sinne berauscht. Fast darin verloren tauchen vereingelte Grabsteine oder kleine Graberplätze auf. All die weiten Flächen überdeckt ein dichter Baumesschatten, durchbrochen von herrlichen feierlichen Rothbuchenalleen. Nur kaum und erst innern die verstreuten Gräber darunter an Tod und Sterben, während von blumenübersäter Terrasse der segnende Christus die Auferstehung kündigt. Längs den Waldungen ziehen sich feierlich starke Hecken und pyramidenförmige Zypressen hin. Das Ganze macht den Eindruck griechisch-heiteren Ernstes. Natürlich durchkreuzen den großen Friedhof nach allen Richtungen bequeme Fahrstraßen mit Wegweisern zu den verschiedenen Kapellen. Die schönste davon ist wohl eine Kapelle, neben der die 170 Opfer des seinerzeit gesunkenen Dampfers „Briamus“ ruhen: eine weihvolle Grabstätte, die jenen auf einer Vergnügungsfahrt verunglückten Sozialistenverein birgt. Es sollte damals von Parteigenossen eine politisch-symbolische Figur gesetzt werden, doch triumphtierte über alles Parteiwesen die Feiertagsfeier des stillen geweihten Friedhofes, so daß man sich für eine Statue des segnenden Christus entschloß. Wer heute zu der neu errichteten Krieger-Ehrenallee will, muß zuerst den ganzen herrlichen Friedhof durchwandern, an dessen äußerster Ende sie sich befindet. Wie vom lauschigen Waldeskaume aus scheint sie in die Heide zu führen, von prächtigen Rosenbüschen begleitet. Sie mündet in den eben abgegrenzten Friedhof der Gefallenen mit langen frischen Grabreihen, auf denen die Gärtner dabei sind, bunte Blumen zu pflanzen. Es ist eine Eigentümlichkeit der Ohlsdorfer Grabanlagen, daß sie nicht wie anderwärts hügelig aufgeworfen werden, sondern sich nur kleine blumenbesäte Gärten vor der Umgebung abheben. So auch die Soldatengräber, die dicht mit blauen oder roten Blümchen besät, sich feillich durch einen handbreiten Strich nader Erde voneinander abtrennen. Sind die Kreuze auch noch primitiv, so schmückt doch jedes Grab ein kleines Fähnchen mit einem von liebenden Herzen gespendeten Ausruf oder Spruch, sowie das Datum und den Ort der Schlacht, in der sie zu Tode getroffen wurden. Wohl die meisten, die heute den Friedhof betreten, gehen ein Weibchen zu den Gräbern dieser teilweise fern von der Heimat schlummernden Soldaten. So trifft man dort nach langer einsamer Wanderung immer auf innerlich bewegte Menschengruppen, die den Verlust des unbekannten Landeskindes an ihrem eigenen Schmerz machen und an seinem Grabe für die eigenen im Felde stehenden Angehörigen beten. Zufrieden jedoch, den kühnen Krieger eine so würdige Ruhestätte zu bereiten, blickt der Hamburger um sich, und in der Tat macht die hohe Schönheit dieses Friedhofes die Bitterkeit des Todes vergessen, zumal wenn man auch dem Rückwege die vom Flusse durchzogenen Rosengärten, umgrenzt von dunklen weiten Allen, herüberwinken sieht, die uns von paradiesischer Pracht zu kündigen scheinen.

Die „patriotische“ Postkarte des italienischen Soldaten. In den Straßen von Padua, die von Soldaten voll sind, sucht das Publikum die Krieger durch Geschenke verschiedenster Art zu erfreuen. Daß diese Spenden nicht immer ungeteilt zu Weisfall finden, beweist eine in „Idea nazionale“ berichtete kleine Szene: Ein Soldat wurde von einer Dame mit einer Postkarte beschenkt, auf der in fettem Druck die Worte standen: „Ich werde siegen oder sterben.“ Der Beschenkte las den Text und gab die Karte zurück, indem er sagte: „Das ist ja sehr poetisch — aber ich möchte doch lieber eine Karte haben, auf der steht: „Ich werde siegen und zurückkehren!“ Da die Dame diesen Wunsch nicht erfüllen konnte, zog sie eine Karte mit der einfachen Aufschrift „Viva l'Italia“ hervor, womit der Kämpfer sich dann auch zufrieden gab.



Aus der Kriegszeit.

Die Krieger-Ehrenallee auf dem Hamburger Friedhof. Mehr als anderswo kommt die im Entstehen begriffene Ehrenallee für die Gefallenen auf dem Hamburger Friedhof bei Ohlsdorf zur Geltung. Handelt es sich hier doch, so schreibt ein Mitarbeiter, um den größten und schönsten Friedhof



Neues vom Büchermarkt.



Romane, Novellen.

„Vor der Ehe.“ Roman von Ida Boh-Ed. (Münster-Verein, Berlin.) Ida Boh-Ed., die von Jahr zu Jahr wertvoller und tiefer schreibt, hat in ihrem neuesten Roman das Problem der modernen Ehe von einer anderen Seite beleuchtet. Denn ihre im gleichen Verlag erschienenen Arbeiten „Ein Augenblick im Paradies“ und „Eine Frau wie Du“, drehen sich ja auch um diese Frage. Der Roman spielt in Berlin und Hamburg. Zwanglos reiht sich Bild an Bild, schlingen sich die Fäden, nirgends tritt das Problem aufdringlich hervor. Es wächst mit der Erzählung, formt sich mit dieser zu einem einzigen großen Bunt. Frau Sophie, eine geschickte, reife Malerin, möchte ihre Söhne glücklich verheiratet sehen. Sie rät ihnen immer wieder zur Eile, aber beide sind ernste, gehaltvolle Menschen, die ihr Glück weder in einem Durchschnittswesen erblicken, noch in einer Selbstbeirat. Schließlich finden sich Albert und Marieluis, die Ernste, Strebsame, nachdem das Mädchen erkannte, was das wahre Glück auf sie wartete, nicht in der Versammlung exaltierter Frauenrechtlerinnen, sondern an Alberts Seite; und man weiß, daß es sich hier um ein echtes dauerndes Glück handelt. Nahe, dem zweiten Sohn, geht es nicht so gut. Kulla ist das oberflächliche, verzogene Mädchen aus reichem Hause. Wohl verliebt sie sich in Rasse, aber mit einer eigenwilligen Liebe, die verständnislos an dem innersten Wesen des Mannes vorbeigeht. Und Rasse, der das Mädchen aufrichtig lieb hat, muß nach fruchtlosen Erziehungsversuchen einsehen, daß ihn ein dauerndes Glück niemals mit Kulla verbinden wird. So magt er den trennenden schmerzhaften Schnitt, ehe es zu spät ist, ehe er überhaupt das von Kulla sehnlichst erwartete Wort sprach. Dem Roman könnten wohl als Motto Schillers Worte „Denn prüfe, wer sich ewig bindet“ unterlegt werden. Jedenfalls hat die Dichterin mit dieser letzten Arbeit wieder einmal ihr großes Können bewiesen. B. v. N.

„Die eiserne Saat.“ Roman aus dem Weltkriege von Victor Sellwig. (Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.) Inhaltlich schließt sich dieser Roman an den früher schon von uns besprochenen „Eisern fallen die Wärfel“ an; da jedoch in beiden Büchern das Persönliche ganz hinter den großen Typen des Kampfes zurücktritt, sind sie in sich abgeschlossen. Auch dieser zweite Band verdient, mag auch die Zusammenfügung vielfach loder erscheinen, hohes Lob als unmittelbar empfundene und stark erlebte Wirklichkeitsdarstellung. So sind unsere Feldgrauen, wie der Verfasser sie erschaute, so schlicht und selbstverständlich vollzieht sich das Gewalttätige. Auch der Humor, der oft zu seinem Rechte kommt, äußert sich derb und natürlich.

„Im Wanne des deutschen Adlers.“ Kriegsroman von Alfred Funke. (Verlag von W. Rohsch u. Co., Berlin, Leipzig, Wien, Zürich.) Seinem ersten Kriegsroman — er hieß „Schwert und Mythe“ — hat der Verfasser bald diesen neuen folgen lassen. Spannend und interessant liest sich auch diese Geschichte, die allerhand Liebesaffären und romanhafte Verwicklungen mit lebendigen Kampfschilderungen, besonders zur See, zusammenstellt. Alles ist mit Geschma und Sachkenntnis geschrieben und gewinnt daher Realität, auch wo die künstlerische Vertiefung vermisst wird. Daß auch der Feind nicht mit Haß gezeichnet, sondern in seinem Menschlichen verstanden wird, ist bei einem Deutschen selbstverständlich.

Kriegsliteratur.

„Vogesenkämpfe.“ Kriegserlebnisse von Hanns Gohs, Hauptmann. (Verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn.) Mit packender Lebendigkeit schildert der Verfasser, Mittkämpfer zugleich und bewusener Darsteller, die gewaltigen Kämpfe im Grenzgebirge, wie sie in den beiden ersten Kriegsmomenten sich abspielten, als noch der Geist sieghafter Vorwärtstürmens alle beherrschte. Ein Selbstenbuch im eigentlichen Sinne, das auch später noch in seinem inneren Werte als Dokument der größten Zeit bleiben wird.

„Chronik des deutschen Krieges“ nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Rundgebungen. Dritter Band. Von Mitte Januar 1915 bis Anfang März 1915. (C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München.) Noch ist die Zeit nicht gekommen, wo es möglich ist, in zusammenhängender, pragmatischer Geschichtsschreibung von den gewaltigen Ereignissen unserer Tage zu berichten, so muß der Mitlesende selbst die Arbeit verrichten, zu der sonst nur der Historiker von Fach berufen ist, aus der Fülle der Einzelheiten, wie er sie in ihrer Urform quellenmäßig aufbereitet findet, sich selbst das große Gemälde weltgeschichtlichen Ringens zusammenstellen. Wie trefflich als Grundlage für diese Arbeit das vorliegende Werk geeignet ist, wurde schon bei den ersten Bänden hervorgehoben, und so wird auch der dritte in gleicher Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit seine Bestimmung erfüllen. Er enthält eben alles, was sicher be-

glaubig ist und dem Verständnis des äußeren und inneren Zusammenhangs der Dinge dienen kann. Acht vortreffliche Bildnisse sind beigegeben.

Musikgeschichte, Musik.

„Allgemeiner deutscher Musiker-Kalender für 1915.“ (Verlag von Naabe u. Blothow, Berlin.) Dieser unentbehrliche Ratgeber für Musiker und Musikfreunde erscheint auch im 37. Jahrgang äußerlich in der gleichen Form wie bisher: Band 1, in elegantem Gewande, enthält nebst statistischen Notizen den „Schreibkalender“; Band 2 die Namen und Adressen aller Musiker und die näheren Angaben über die Musikinstitute, Musikdirektionen, Musikhandlungen, Musikzeitschriften aller irgendwie in Betracht kommenden deutschen und österreichischen Musikstädte. Doch auch das Ausland schließt sich — diesmal in noch erweitertem Umfang — an: Schweiz, Italien, Frankreich, Holland, die nordischen Reiche, England, Griechenland und die Türkei. Möchte bald überall wieder die Friedensschallmeh ertönen und der „Musiker-Kalender“ im Jahr 1915 seine völlerverbindende künstlerische Mission erfüllen können. O. D.

„Wahrheit 1914.“ Handbuch für Festspielbesucher von Friedr. Wild. (Verlag von Konstantin Wild, Leipzig.) Wie aus einer anderen Welt klingt heut dieser Ruf aus „Wahrheit“. Was gelten uns jetzt die Festspiele, die Pantomimen über den Parsifal-Schub; die Haarpalereien über Wagnersche Motive, Geigen, Kostüme oder Bühnenbilder! Unter den drohenden ehern Schritten der Weltgeschichte erscheint das alles so belanglos und unwichtig. „Holländer“, „Parsifal“ und „Nibelungen-Ring“ (dies sogenannte „Weltgedicht des Kapitalismus“, das denn freilich alles andere eher feiert, als die jetzt so hochbewerbete „Nibelungen-Treue“) — standen auf dem Programm. Herrn Friedr. Wild, der auch als Gesangsmeister geschäftig ist, darf man das Zeugnis ausstellen, daß er allerseits für die nötigen Erläuterungen und „Führer“ in verständiger Weise gesorgt hat. Die mitwirkenden Künstler sind durch Bilder und biographische Notizen bereichert; Programme, Pläne, Anzeigen usw. fehlen nicht. So birgt das Buch manches Bemerkenswerte, wenn es auch für diesmal nicht eben sehr zeitgemäß erscheint. O. D.

Volkswirtschaft, Handel, Gewerbe.

„Eigenhäuser, kleine Wohnhäuser.“ Villen und Landhäuser, Doppelhäuser usw. für Stadt und Landgemeinden, Gartenstädte, Villenkolonien, Pauschalitäten und Vereine. Von Architekten R. Gebhardt und Karl Eberhardt. 70 bürgerliche Hausbeispiele in ca. 200 Ansichten und Grundrissen usw. mit Angabe der Baukosten. 76 Tafeln Abbildungen in Kunstdruck. (Heimkultur-Verlag, Westdeutsche Verlagsgesellschaft m. b. H., Wiesbaden.)

„Großkopf.“ Der Seidenbau in Deutschland. (Aug. Schroeter, Almenau.) Mit welchem großen Eogen der Seidenbau auch in unserem Vaterlande angelegt und betrieben werden kann, da der Maulbeerbaum, der die einzige Nahrung für die Seidenraupen liefert, auch in unserem norddeutschen Klima gut gedeiht, das ist in dieser nach langjähriger Erfahrung zusammengestellten Schrift hinlänglich und klar bewiesen. Jeder Unkundige findet in derselben eine umfassende Anleitung zum praktischen Betriebe des Seidenbaues und kann sich daraus vollständig belehren, Seide zu bauen.

„Samburg und sein Wirtschaftsleben.“ Von Elmar von Münsterberg. (Soziale Studienfahrten, 9. Bd.) (M.-Gladbach 1913, Volksvereins-Verlag G. m. b. H.) Das in anspruchsvollem Gewande auftretende Bändchen ist frisch geschrieben und dürfte vielen Kreisen recht willkommen sein.

„Erfinderschule der technischen Privatangeestellten.“ Referat mit anschließender Diskussion, dem 10. ordentlichen Bundestage der technisch-industriellen Beamten erstattet von Dipl.-Ing. Emil Kortenbach. (Industriebeamten-Verlag, G. m. b. H., Berlin NW. 52, Werftstraße 7.)

„Felix Feldmann: „Freihandel.“ (Schriften der Kritischen Tribüne, Heft 9.) (Leipzig 1913, bei Hans Wehner.) Lehrbücher.

„Der Verkehr“, Jahrbuch des Deutschen Verkehrsvereins 1914. (Verlag Eugen Diederichs, Jena.) Das diesjährige Jahrbuch steht eigentlich ganz im Zeichen des Verkehrs. Es enthält u. a. Aufsätze über: Stadtbau und Verkehr, Haus oder Straße, Der Bahnhof, Die Architektur der Fahrzeuge, Passagierdampfer und ihre Einrichtungen, Das Kriegsschiff, Verkehr, Geld und Münzkunst, Briefmarken usw. Es bildet eine reiche Fundgrube für Architekten und Kunstgewerber, und auch der Freund unserer neuzeitlichen Kunst wird reiche Freude an dem Werke haben.